

UNSERE WELT

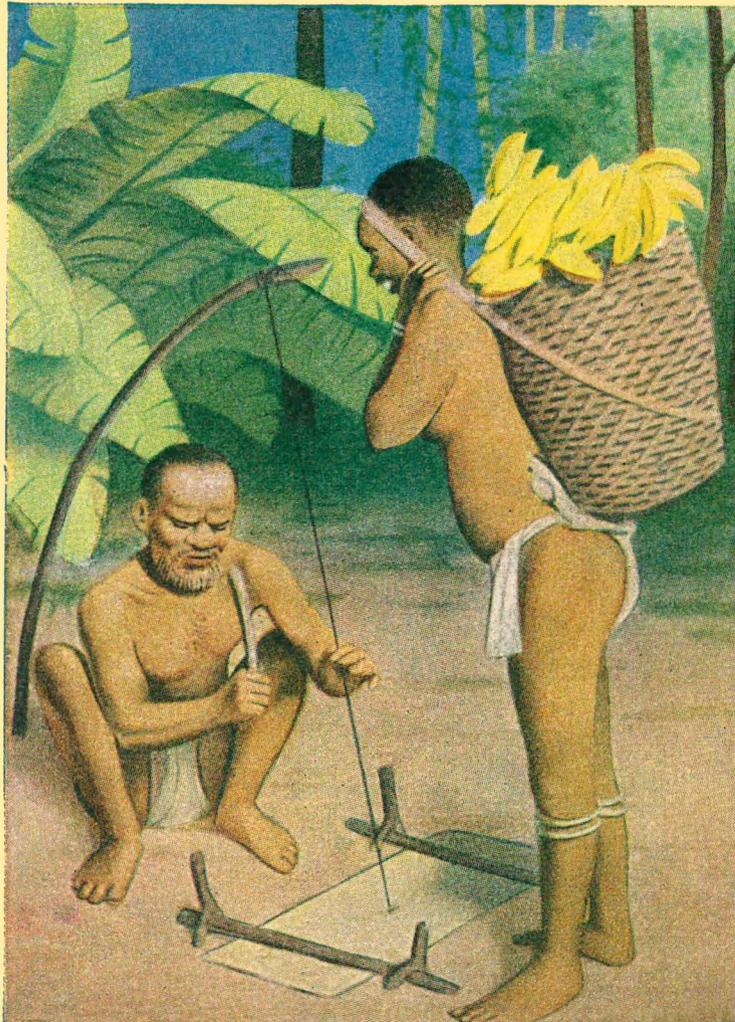
GRUPPE 3

AUS DER GESCHICHTE
DER ARBEIT UND TECHNIK

ARBEIT UND TECHNIK

DIE PYGMÄEN IM KONGO-URWALD

VON HEINRICH SCHILLING



DER KINDERBUCHVERLAG
BERLIN

HEINRICH SCHILLING

DIE PYGMÄEN IM KONGO-URWALD



DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN

INHALTSVERZEICHNIS

Aus den Märchen	3
Der Urwald	4
Die Körperbeschaffenheit der Bambuti	7
Die Wirtschaftsform	8
Die Jagd	9
Die Treibjagd	10
Die Netzbild	11
Die Waffen	11
Elefantenjagd	13
Termitenernte	14
Der Küchzettler	15
Das Lager	17
Das Feuer	19
Die Kleidung	20
Der Schmuck	21
Spiel und Tanz	22
Die Musik	24
Religion und Mythologie	25
Technisches Können	26
Zusammenleben mit Negern	27
Die Gesellschaftsordnung	29
Besitzverhältnisse	30
Nachwort	32

Illustrationen: Titelbild (nach Schebesta) und Zeichnungen (nach Schebesta und Gusinde) von August Tschinkel

Alle Rechte vorbehalten. Genehmigung-Nummer 376/71/51

Copyright 1951 by der Kinderbuchverlag Berlin

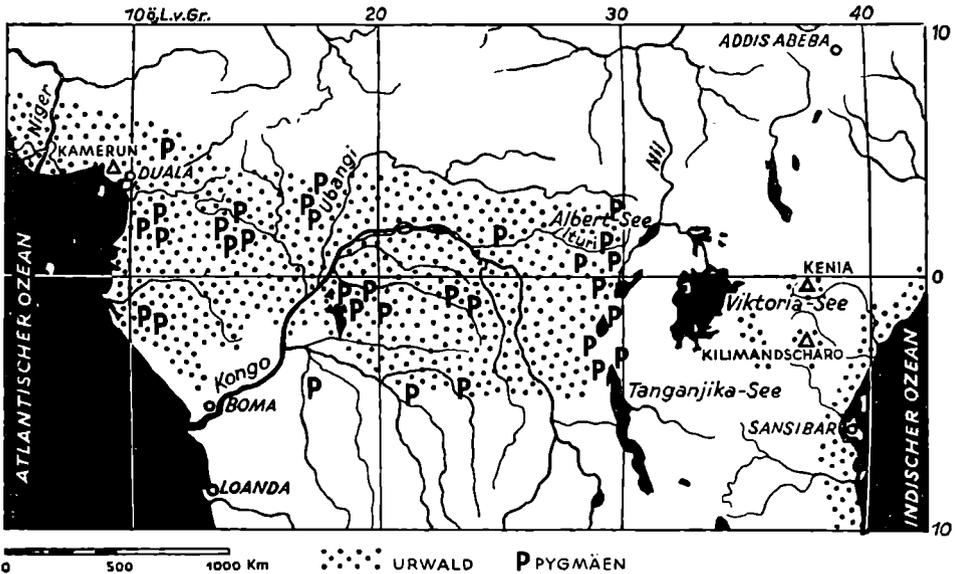
Satz und Druck (III/9/1): Sachsenverlag, Druckerei- und Verlags-Gesellschaft mbH, Dresden N 23, Rieser Straße 32, 4179

Preis: 0,60 DM

Bestell-Nr. 13702. 21.—40. Tausend 1951

Für Leser von 13 Jahren an

Aus den Märchen unserer Kindertage ist uns allen das Volk der Zwerge vertraut. Die Zwerge, so erzählte man uns, leben tief im Walde oder in Berghöhlen, haben manche geheimnisvollen Kräfte und sind Gebieter über die unermeßlichen Schätze von Gold und edlem Gestein, die die Erde birgt; aber nur selten hat ein Sterblicher sie zu Gesicht bekommen. Bei fast allen Völkern gibt es solche Sagen und Märchen von winzig kleinen Menschen, und man war lange geneigt, auch die alten Berichte griechischer und ägyptischer Schriftsteller von einem Zwergenvolk, das sie Pygmäen (das heißt Däumlinge) nannten und das im Urwald Afrikas leben sollte, für märchenhafte Erzählungen zu halten. Freilich klangen diese Berichte zu nüchtern und zu bestimmt, als daß sie nicht immer wieder Glauben gefunden hätten. Aber niemals hatte ein Europäer einen Zwerg gesehen. Daran änderte sich auch nichts, als im Laufe des 19. Jahrhunderts die Erforschung des afrikanischen Kontinents einsetzte und die Durchquerung des großen Urwaldes am Kongo gelang. Überall zwar erklang die Sage von einem Volk von winzig kleinen Menschen, das tief im Urwald hausen sollte. Bald hier, bald dort wurden seine Wohnsitze angegeben. Aber soviel sich die Forscher auch mühten, sie aufzufinden, stets erwiesen sich die Gerüchte als unwahr. Mehr denn je neigte die Wissenschaft dazu, die Zwerge endgültig ins Fabelreich zu verweisen. Da traf endlich im Jahre 1870 der deutsche Afrikaforscher Georg Schweinfurth die ersten „Zwerge“ an. Seitdem sind sie wiederholt von Reisenden besucht worden. Aber erst vor kurzem ist es gelungen, genauere Kunde von ihrer Art und Lebensweise zu erhalten. Mit den Zwergen unserer Märchen freilich stimmen sie nicht überein. Weder sind sie nur spannenlang, noch verfügen sie über geheimnisvolle Kräfte oder unermeßliche Schätze. Nur eins teilen sie mit unseren Wichteln: sie leben tief drinnen im Walde, und nur selten bekommt sie jemand zu Gesicht.



Der Urwald

Wenn man vom Albertsee aus durch die weite afrikanische Steppe nach Westen wandert, dann taucht schließlich am Horizont ein dunkler Streifen auf. Er erscheint breiter und breiter, je mehr man sich ihm nähert, und wird schließlich zu einer dunklen Fläche, die unbeweglich daliegt. Erhebt sich ein Wind, so wogt die träge, grüne Masse hin und her, und man erkennt, daß es ein Baummeer ist, der afrikanische Urwald.

Wie eine steile, grüne Mauer steht der Urwaldrand vor uns. Riesenbäume, mächtige Blattpflanzen, Farne, Gestrüpp und Unterholz wuchern wild durcheinander und scheinen ein Durchdringen des Waldes unmöglich zu machen. Hat man sich aber einmal in das Innere hineingekämpft, so ändert sich sehr bald das Bild. Bodengrün und Gestrüpp hören auf. Auf dem nackten Boden steht schlankes Unterholz, und Bäume von gewaltigen Ausmaßen recken sich dazwischen in die Höhe. Ihre mächtigen Kronen bilden ein dichtes Blätterdach, durch das nur an wenigen Stellen ein Sonnenstrahl dringt. Dumpfes Dämmern hüllt ständig das Innere des Urwaldes ein. Der hohe Regenfall, verbunden mit der großen Hitze, ruft diesen üppigen Pflanzenwuchs hervor. Die Geographen sprechen daher auch statt vom Urwald lieber vom „tropischen Regenwald“.

Man kann sich nicht leicht einen größeren Gegensatz vorstellen, als man ihn erlebt, wenn man aus der Lichtfülle der weiten, im Sonnenglast flimmernden Steppe hineintritt in die Halbnacht des Urwaldes. Nur wo ein Fluß eine Lücke zwischen den Bäumen schafft oder wo durch den Fall eines Baumriesen eine Bresche in das Blätterdach des Waldes gerissen worden ist, kann das helle Tageslicht eindringen, und dort entwickelt sich auch sofort eine üppige Bodenvegetation, so dicht, daß ein Durchdringen nur mit Axt und Buschmesser möglich ist. Aus meterhohen Luftwurzeln wachsen die Stämme einiger Arten hervor. Von gewaltigen Stützwurzeln, die wie senkrechte Bretter zu einem mächtigen Quirl zusammengestellt sind, werden andere gestützt. Alle aber recken sich wie ungeheure Säulen empor zum Sonnenlicht, verflechten ihre Kronen mit denen ihrer gleich hohen Nachbarn zu einem dichten Blätterdach, das dem Licht das Eindringen in das Waldesinnere verwehrt. Zwischen den Bäumen wuchert eine Unmenge von Schlingpflanzen. Unfähig, auf eigenem Stamm aufrecht zu stehen, benutzen sie die Bäume, um sich, an ihnen empor-kletternd, zum Licht zu drängen. Wie dicke Tawe hängen die Lianen von den Ästen, schwingen sich wie Girlanden von einem Baum zum anderen, schrauben sich um Stämme oder andere Lianen nach oben. So stark und so dicht sind die Schlingpflanzen, daß sie gelegentlich einen toten Urwaldriesen am Umstürzen hindern können.

Dieser Überfluß an Pflanzenleben wird noch vermehrt durch die Fülle von Epiphyten. Moose wachsen an Bäumen und Felswänden, Flechten überziehen die Stämme und hängen wie graue Schleier von den Ästen. Große und kleine Pilze gedeihen am Boden und auf morschen Baumstämmen, und in den Astgabeln erblühen die Wunder des Tropenwaldes, die Orchideen. Wie ein Gewächshaus größten Ausmaßes mutet den Reisenden der Urwald an. Und wie in einem Treibhaus, stickig und schwer zu atmen, ist auch die Luft. Die Pflanzen haben sich der feucht-warmen Atmosphäre angepaßt, und sie gedeihen zu üppiger Fülle. Aber für den Menschen, zumal für den Europäer, ist der Aufenthalt unangenehm. Die Hitze wäre noch zu ertragen. Sie steigt selten über 35° und beträgt im Mittel etwa 25° bis 27°. Ja, die Nächte sind empfindlich kühl, so kühl, daß die Urwaldbewohner ohne ein wärmendes Feuer in ihrer Hütte nicht auskommen. Aber unerträglich ist die hohe Feuchtigkeit der Luft. Selten nur vergeht ein Tag ohne Regen. Gewöhnlich nachmittags oder in der Nacht gehen die Gewitter mit reichlichem Regenfall nieder, die Tage sind aber nicht selten, an denen das Gewitter schon am frühen Morgen ausbricht und am Nachmittag noch ein zweites einsetzt. Die Gesamtregenmenge des Jahres beträgt fast 2000 mm (Leipzig hat 620 mm). Dieser Niederschlag ist ungleichmäßig verteilt. Die Hauptmenge fällt in den beiden Regenzeiten im Frühjahr und Herbst. Dazwischen liegen zwei Perioden geringerer Feuchtigkeit. Aber regenlose Tage sind selten. Sehr hoch ist der Taufall. Das ist bei der hohen Luftfeuchtigkeit und der Kühle der Nacht ja nicht verwunderlich. Schwer trieft am Morgen die Nässe von den Bäumen und

Sträuchern. Schon nach wenigen Schritten durch den Urwald sind die Kleider bis auf die Haut durchnäßt. Erst die Morgensonne saugt den Tau auf. Wenn sie aufsteigt, beginnt der Wald zu dampfen. Wolken ballen sich zusammen, und dicke Nebelschwaden hüllen den Wald ein. Dann erst erwacht das Leben.

Seltsam, daß der tropische Regenwald, der ein so überreiches Pflanzenleben hervorbringt, arm ist an Tieren. Von den Großtieren kommt nur der Elefant zahlreich vor. In Herden oder auch einzeln durchzieht er den Wald, mit der kolossalen Masse seines mächtigen Körpers alles niederwalzend, was sich ihm an Hindernissen in den Weg stellt. Viel seltener ist der graue Waldbüffel, selten sind auch einige Antilopenarten anzutreffen. Großwild ist charakteristisch für die Steppe, wo es sich frei bewegen kann. Die Tiere des Urwaldes dagegen müssen fähig sein, sich durch das Unterholz oder das Geäst und zwischen den Schlingpflanzen durchzuwinden. Das können besonders gut die Schlangen, die auch in verschiedenen Arten vorkommen. Die Säugetiere sind fast ausnahmslos klein und behende. Es gibt Zibetkatzen und Eichhörnchen, Baumklippschliefer und Stachelschweine, Baumratten und Affen. Auch die Menschenaffen, Schimpanse und Gorilla, sind zu finden, und von den Raubtieren ist der schlanke, gelenkige Leopard hier zu Hause. Es ist bezeichnend, daß nahe Verwandte großer Steppentiere im Urwald in Kleinformen vorkommen, so das Okapi, das der langhalsigen Giraffe nahesteht. Und in großer Zahl tritt die Zwergantilope auf.

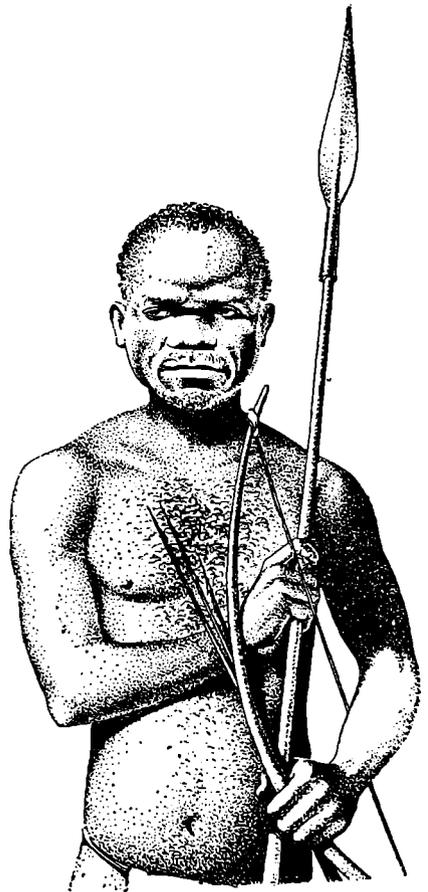
Von dieser Bildung von Kleinformen als Anpassungserscheinung an das Leben im Urwald ist der Mensch nicht ausgenommen. Denn hier, im unzugänglichsten Urwald des äquatorialen Afrikas, leben die kleinsten Menschen, die es auf der Erde gibt, die Bambuti des Ituriwaldes. Sie sind in Körperbeschaffenheit und Lebensweise dem Walde ausgezeichnet angepaßt. Ja, sie sind die einzigen Menschen in Afrika, die ein Leben im Urwald führen, denn dort, wo der Neger in den Wald eingedrungen ist, hat er gerodet und Lichtungen geschaffen, Dörfer und Pflanzungen angelegt und damit das Wesen der Urlandschaft umgewandelt. Den Bereich des Waldes meidet er und ist nicht in der Lage, von seinen Gaben zu leben. Die Zwerge hingegen lassen den Urwald wie er ist, leben in ihm und von ihm, tauchen in ihm unter, sind selbst ein Stück seiner Natur.

Die Körperbeschaffenheit der Bambuti

Trifft man zum ersten Male auf Bambuti-Pygmäen, so ist man geneigt, sie für Kinder zu halten. Denn kaum einer der Männer ist größer als 1,50 m, und die Frauen sind noch etwas kleiner. Als mittlere Körpergröße hat man 1,43 m für die Männer, 1,36 m für die Frauen errechnet. Das sind Maße, die in Europa für elfjährige Kinder gelten. Erst bei näherem Zusehen erkennt man an den Körperformen, am gut entwickelten Bartwuchs und am Gesichtsausdruck, daß es sich um Erwachsene handelt.

Die Proportionen des Körpers sind etwas andere als beim Europäer oder Neger. Kurze Beine mit einwärts gestellten Füßen tragen einen verhältnismäßig langen Oberkörper, auf dem ein auffallend großer Kopf sitzt. Überlange Arme und ein etwas plumper, watschelnder Gang haben immer wieder zum Vergleich mit den Menschenaffen herausgefordert. Das Gesicht ist bei der Mehrzahl der Bambuti schmal und verjüngt sich nach unten.

Das Gebiß springt weit vor, so daß die Mundpartie ein schnauzenartiges Aussehen bekommt. Darüber sitzt eine gewaltige Nase, deren Rücken nicht ausgeprägt ist; nur der untere Teil ist stark entwickelt. Die Stirn ist breit und stark gewölbt, oft so stark, daß sie die Augenpartie beulenartig überragt. Man hat die Kongopygmäen oft für eine kümmerform der Neger gehalten. Aber diese Auffassung hat sich als irrig erwiesen, denn die charakteristischen Merkmale der Neger finden sich bei den Bambuti nicht. Die Hautfarbe wechselt zwar sehr, ist aber durchweg erheblich heller als beim Neger. Lehmgelbe und hellgraue Töne herrschen vor. Es fehlt auch das krause Haar. Das Haupthaar ist kurz, aber nicht so wollig wie bei den Negern; es dreht sich spiralig zusammen, so daß der Kopf wie mit Pfefferkörnern übersät zu sein scheint. Die Lippen sind auffallend schmal, sehr im Gegensatz zu den bekannten Wulstlippen der Neger. Alles das spricht dafür, daß wir es hier mit den Resten einer ganz eigenen Menschenvariation zu tun haben, die wahrscheinlich in alten Zeiten erheblich größere Verbreitung gehabt hat.



Die Wirtschaftsform

Die Wirtschaftsweise des Bambuti, also die Anstrengungen, die er macht, um seinen Hunger zu stillen und die übrigen materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, steht auf einer der niedrigsten Stufen, die wir uns denken können. Der Bambuti züchtet weder Tiere, die ihn mit ihrem Fleisch oder ihrer Milch ernähren könnten, wie es die Hirtenvölker der Steppe tun, noch treibt er in irgendeiner Form Ackerbau. Wie ihm der Urwald die Nahrung bietet, eignet er sie sich an. Als Sammler und Jäger fristet er sein Leben.

Daraus darf man keinesfalls schließen, daß die geistigen oder die körperlichen Eigenschaften der Pygmäen nicht ausreichend wären, um sie zu einer höheren Wirtschaftsform, als es die bloß aneignende ist, zu befähigen. Denn wo sie im Dienste der Neger in deren Pflanzungen arbeiten, zeigen sie sich der Aufgabe in jeder Weise gewachsen, und alle Reisenden, die sie besucht haben, stimmen darin überein, daß ihre Intelligenz recht beachtlich ist. Die Bambuti wissen auch die Annehmlichkeit des seßhaften Lebens zu schätzen, namentlich lassen sie sich den Genuß der Bananen, die die Neger in ihren Pflanzungen ernten, etwas kosten. Trotzdem haben sie in allen den Jahrhunderten, in denen sie in engster Berührung mit den seßhaften Negern leben, deren Wirtschaftsweise nicht übernommen. Sie haben von ihnen manches gelernt, was sie bei ihrer schweifenden Lebensweise gebrauchen können; aber alle Versuche, sie in Dörfern anzusiedeln und zur Anlage von Pflanzungen zu bewegen, sind gescheitert. Nach kurzer Zeit lagen die Äcker brach, die Bananenhaine verwilderten, und die Zwerge streiften wie vordem ruhelos durch den wilden Wald und gingen der Tätigkeit nach, die ihnen gemäß ist, dem Sammeln und der Jagd. Allerdings hat man solche Versuche wohl nur mit erwachsenen Pygmäen gemacht, die nicht mehr imstande waren, sich einer entwickelteren Wirtschaftsweise anzupassen.

Tagtäglich, wenn die Sonne den Tau von den Blättern getrocknet hat, ziehen Männer und Frauen aus dem Lager hinaus in den Wald, um die Nahrung für den Tag zu beschaffen. Aber sie ziehen nicht gemeinsam aus. Es herrscht strenge Arbeitsteilung: dem Manne obliegt die Jagd, für alles andere hat die Frau zu sorgen. Sie trägt bei weitem den größten Anteil an der täglichen Kost der Familie herbei, denn die pflanzliche Nahrung überwiegt durchaus und ist überdies stets mit Sicherheit einzubringen, während die Ergebnisse der Jagd recht wechselnd sind. Gruppenweise ziehen die Frauen am Morgen aus. Der Säugling hockt in einem Tragband auf der Hüfte. Der große Korb ist mit einer Liane, die um die Stirne gelegt ist, auf dem Rücken befestigt. Die Kinder und halbwüchsigen Mädchen begleiten sie. Nur die ganz Alten, die den Anstrengungen der Nahrungssuche nicht mehr gewachsen sind, bleiben im Lager zurück.

Die Frauen wissen gut Bescheid im Walde und sind vertraut mit den Plätzen, wo Knollengewächse oder Markpflanzen gedeihen. Gern werden verlassene

Felder der Neger aufgesucht, wo die Bataten wild weiterwuchern. Ein Stock wird abgebrochen, mit dem Messer, das die meisten der Frauen bei sich tragen, roh zugespitzt, und dann geht es ans Graben. Sind keine Knollen zu finden, so packt man die Körbe voll mit den zarten, markhaltigen Stengeln der Duru oder anderer Pflanzen, die als Gemüse dienen. Aber auch alles andere Eßbare, das der Frau in den Weg kommt, Früchte und Pilze, Schnecken und Raupen, Larven und Schlangen, wandert, säuberlich in Blatttüten gewickelt, in den Korb. Ist dieser bis oben vollgepackt — um die dritte oder vierte Nachmittagsstunde — dann zieht die ganze Kolonne fröhlich singend zurück ins Lager. Daheim angelangt, läßt man den Korb herabfallen, legt den Säugling zur Seite, wischt sich mit einem Blatt Schweiß und Schmutz ab und geht ans Zubereiten der Mahlzeit. Denn auch das ist im wesentlichen die Aufgabe der Frau.

Die Jagd

Um die gleiche Stunde, zu der die Frauen ausziehen, gellt laut der Ruf: „Os! Os!“ durch das Lager, bis der Jagdhund, der irgendwo an den Abfallhaufen seine kärgliche Mahlzeit gesucht hat, in langen Sprüngen angesetzt kommt. Eine hölzerne Klapper wird ihm um den Hals gehängt, und dann ziehen alle Männer der Gruppe aus zur Jagd. Der Hund läuft weit voraus. Nur an dem weithin hörbaren Geräusch der Klapper erkennen die Jäger, wo er herumstreift. Jetzt ist er in ein Gebüsch eingedrungen. Der Anführer der Jagd folgt ihm. Die Jagdgefährten umstellen den Busch und warten, Pfeil und Bogen schußbereit, gespannt, ob er etwa ein Wild aufstöbert. Richtig, in langen Fluchten versucht eine Zwergantilope die Jägerkette zu durchbrechen. Schon hat sie einer der Schützen mit sicherem Schuß getroffen. Sie sinkt zusammen. Aber ehe die Jäger sie erreichen können, hat sie sich noch einmal aufgerafft und sucht das Weite. Nun geht erst die rechte Hetze los. Hund und Jäger stürmen hinter dem todwunden Tier her, dessen Sprünge immer kürzer werden, bis es ein zweiter Pfeil endgültig zu Boden streckt.

Mit lautem Freudengeschrei ziehen die Männer ins Lager ein, wenn die Jagd die Mühe gelohnt hat. Still und mißmutig schleichen sie nach Hause, wenn sie kein Wild erlegt haben. Selbst dem Hunde wird dann die Klapper mit Gras ausgestopft. Im Lager wird die Beute dem Gruppenältesten überantwortet, denn die Verteilung ist sein Recht, das er nach althergebrachten Regeln ausübt. Der glückliche Schütze erhält das beste Stück, auch wenn er das Tier nur verwundet hat. Lenden und Hinterläufe fallen ihm zu. Der Jagdführer bekommt den Rücken, der Besitzer des Hundes Kopf und Hals. Der Rest wird unter die gesamte Gruppe verteilt. Leer geht niemand aus.

Die Anforderungen, die diese Hetze durch Gestrüpp und Gebüsch an Gewandtheit und Ausdauer stellt, sind gewaltig. Nur die jungen, gesunden

Männer sind ihnen gewachsen. Die Alten bleiben im Lager oder gehen einzeln dem Wilde im Pirschgang nach. Mit Pfeilen stellen sie den Affen nach, die hoch über ihnen in den Wipfeln der Bäume herumturnen und deren Fährten die kleinen Jäger an kaum sichtbaren Zeichen auf dem Boden erkennen, an abgeknickten und herabgefallenen Zweigen und Blättern, an frischem Kot, halbgekauten Speiseresten und dergleichen. Gelegentlich gelingt es auch, eine Antilopenricke anzulocken, indem man das klägliche Fiepen eines verirrtten Kitzes nachahmt. Dann wird mit sicherem Schuß eine gute Beute gemacht. Aber solches Jagdglück ist selten, und so ist der Jäger genötigt, auch kleinem Wild unverdrossen nachzustellen und dabei keine Mühe zu scheuen. Mit dem Beil hackt er die hohlen Bäume auf, um einen Baumklippschliefer oder ein Stachelschwein zu erbeuten. Mit Rauch und Feuer treibt er das Erdferkel aus seinem Bau, und wenn das nicht hilft, dann scheut er sich nicht, ihm in seine Erdhöhle nachzukriechen.

Die Bambuti sind waidgerechte Jäger. Sie lieben es, durch Einsatz von Kraft und Gewandtheit, jagdgemäßes Geschick und sicheren Schuß ihres Bogens ihre Beute zu erjagen. Fallenstellen gilt als anrühlich. Wird es hie und da doch getan, so kann man sicher sein, daß es im Auftrag eines Negers geschieht, dem der Zwerg widerwillig Gehorsam leisten muß.

Die Treibjagd

Heute ist reges Leben im Lager, schon zu einer Stunde, in der sich sonst noch alles faul am Feuer räkelt. Die Männer basteln an ihren Waffen, und auch die Frauen haben alles mögliche zu richten.

Eine große Treibjagd soll heute veranstaltet werden. Das geschieht nur selten und meist auf Veranlassung von Negern oder Europäern. Schon zeitig am Morgen haben sich der alte Apetadu und eine Witfrau, Ema-Esa, aus dem Lager entfernt. Unter einem großen Baum haben sie ein Feuer entfacht, in dem jetzt Zweige vom Ato-Baum prasseln. „Wenn unser Gott Mafuga den Rauch riecht, erinnert er sich seiner Kinder, der Bambuti, und schenkt gutes Wetter zur Jagd“, erklärt Apetadu. Inzwischen rücken die Jäger heran und mit ihnen die Frauen und Mädchen, die heute als Treiber an der Jagd teilnehmen. Alle reiben mit der Asche des Feuers Schläfen und Stirn ein, damit den Augen kein Wild entgehe. Die Frauen und Mädchen sind mit fest zusammengedrehten Bündeln der Megbe-Stauden ausgerüstet, die ein knallendes Geräusch ergeben, wenn man sie auf den Boden schlägt.

Unter Ema-Esas Führung brechen sie auf. In eiligem Zickzacklauf trippeln sie voran, abwechselnd mit ihren Staudenbündeln auf den Boden schlagend, daß es wie Gewehrschüsse durch den Urwald hallt. Weit nach beiden Seiten ausgeschwärmt, Bogen und Pfeil schußbereit, folgen ihnen die Jäger. So geht es unermüdlich im Laufschrift durch den Wald. Aufgeschrecktes Wild wird mit

Pfeilen erlegt. Ist es nur verwundet, so verfolgt es ein Teil der Jäger, während die anderen die Treibjagd fortsetzen. In festlichem Zuge, mit Jauchzen und Geschrei pflegt man die Beute am Abend ins Lager zu bringen. Solch eine Treibjagd bringt natürlich mehr ein als die gewöhnlich geübte Hetze. Aber sie findet doch nur selten statt, denn man braucht dazu die Frauen als Treiber, und die lassen sich nicht gern von ihrem täglichen Geschäft, dem Sammeln, abbringen. (Nach P. Schebesta.)

Die Netzjagd

Noch ergiebiger pflegt eine andere Art des Treibens zu sein, die unserer Lappenjagd ähnelt. Mit langen, etwa 1 m hohen Netzen, die locker aus Lianen geflochten sind, zieht man eine Sperre von 50 bis 100 m Länge durch den Wald. In einem weiten Halbkreis stellen sich die Frauen und einige Männer mit Hunden auf, stöbern mit Schreien und Rasseln, Klopfen und Knallen das Wild auf und drücken es gegen das Netz. Hier warten die Jäger, und mit Keulen und Speeren werden die aufgebrachten Tiere erlegt. Bogen und Pfeile werden nicht benutzt. Vielleicht ist das der Grund, warum diese Netzjagden nicht recht beliebt sind und meist nur auf Veranlassung der Neger veranstaltet werden. Denn Bogen und Pfeil sind die eigentlichen Waffen der kleinen Jäger.

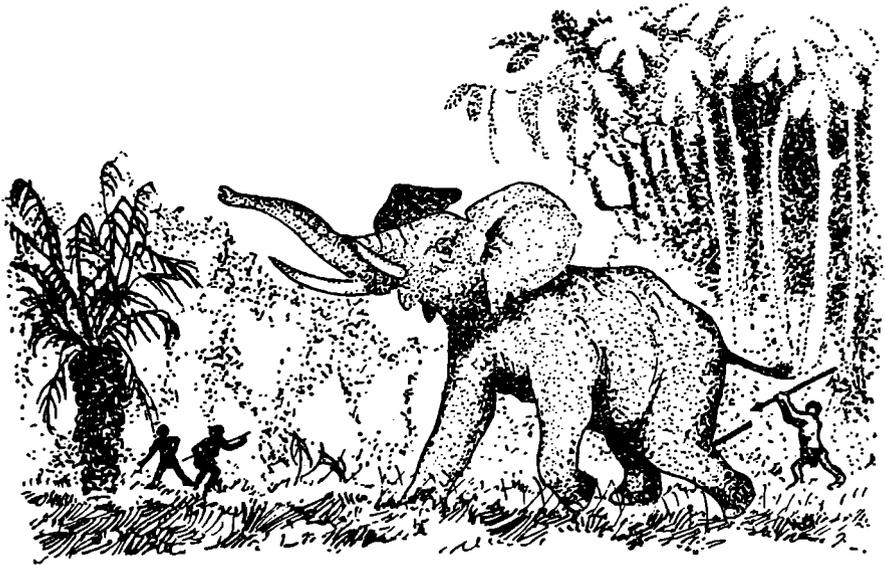
Die Waffen

Niemals sieht man einen Bambutimann ohne sein Schießgerät im Walde schweifen. Auch im Lager sind die Männer einen guten Teil ihrer Zeit damit beschäftigt, Pfeile zu schnitzen und am Bogen zu basteln. Selbstverständlich gibt der Urwald das gesamte Material dafür her. Lange wird gesucht und gewählt, bis ein geeignetes, schnurgerades Stück Holz eines bestimmten Baumes gefunden ist. Dann hockt der Mann am Feuer nieder und schabt mit dem Messer den Stab rund. $1\frac{1}{2}$ bis 2 cm dick ist er in der Mitte. Nach den Enden verjüngt er sich etwas. Der Bogen ist, der Kleinheit seiner Träger entsprechend, nur 80 bis 100 cm lang. Schon während des Schabens wird der Stab über dem Feuer leicht gebogen. Als Sehne dient ein Pflanzenstengel, der gespalten und zurechtgeschabt wird. An den Enden wird er in drei Teile aufgespießt. Ein Teil wird zur Schlinge gebogen und mit den beiden anderen kunstvoll verflochten. Nun biegt man den Bogen zusammen und legt die Schlingen beiderseits über die Spitzen. Ein ringförmiger Wulst, der beim Schaben des Bogens stehen geblieben ist, verhindert das Abgleiten der Sehne. Reicht er nicht aus, so verstärkt man ihn durch einen Ring aus Fell oder Bast. Die Pfeile sind meist nur aus Holz gefertigt. Das Herstellen von Eisenspitzen

verstehen die Bambuti nicht. Wie sollte sich auch bei ihrer unstedt schweifenden Lebensweise eine Schmiedekunst entwickeln können? Kommen eiserne Pfeilspitzen vor, so stammen sie aus den Werkstätten der seßhaften Neger, die geschickte Schmiede sind. Da sich diese aber ihre Ware teuer mit Wildbret bezahlen lassen, sind die Pygmäen nur selten in der Lage, eine Pfeilspitze zu erstehen. Auf die Herstellung der Pfeile wird nicht allzuviel Kunst verwandt. Schnurgerade Ruten, Blattrippen oder Bambusspleiße für die Schäfte liefert der Urwald. Sie werden unten glatt abgeschnitten und oben gespitzt. Die Spitze wird im Feuer gehärtet. Die Flugsicherung, die bei den meisten Völkern, auch bei den Negern, die in engster Berührung mit den Bambuti leben, aus Federn gemacht wird, stellen die Ituripygmäen aus den harten Blättern der Phryniumpflanze her.

Bei fast allen Stämmen der Pygmäen im Kongogebiet werden die Pfeile vergiftet, wenigstens die Holzpfeile. Die Wirkung des Giftes wird als außerordentlich stark geschildert. Stanley und seine Begleiter sind auf ihren Reisen mehrfach Angriffen mit vergifteten Pfeilen ausgesetzt gewesen. Sie berichten, daß die Männer, die getroffen waren, meist schon nach einigen Minuten, spätestens nach zwei Stunden starben, auch wenn die Wunde sofort ausgesaugt worden war. Soweit bekannt ist, benutzen die Pygmäen ausschließlich pflanzliche Gifte. Deren kennen sie aber eine ganze Anzahl, die aus den Wurzeln der einen, der Rinde der anderen, den Stengeln einer dritten, den Früchten einer vierten Urwaldpflanze gewonnen werden. Die Zubereitung ist bei allen die gleiche. Mit dem Beil hackt man eine Mulde in einen gefällten Baumstamm, und in diesem primitiven Mörser zerstampft man das Material zu einem Brei. Aus Pflanzenfasern flicht man eine Quetsche und drückt damit den giftigen Saft aus der Masse. Nun kommen alle Männer der Gruppe herbei, tauchen ihre Pfeile in die Brühe und trocknen sie am Feuer. Als gelbliche Haut überzieht das Gift die Pfeilspitzen.

Bei manchen Gruppen der Bambuti, aber bei weitem nicht bei allen, wird neben Pfeil und Bogen ein Speer geführt. Da er fast ausschließlich zur Jagd auf Großwild benutzt wird, insbesondere zur Elefantenjagd, ist seine Verbreitung dort am größten, wo die kleinen Männer am eifrigsten dem großen Urwaldtier nachstellen. Volkstümlich ist die Waffe nicht. Meist wissen nicht einmal alle Männer mit dem Speer umzugehen, sondern nur die Elefantenjäger, die dann freilich Meister in seiner Handhabung sind. Da zu seiner Herstellung notwendig eine Eisenspitze gehört, sind die Pygmäen selbst nicht in der Lage, Speere anzufertigen, sondern beziehen sie ausschließlich von den Negern. Wie lange die Bambuti den Bogen im Gebrauch haben, wissen wir nicht. Auf jeden Fall müssen bei den Pygmäen Bogen und Pfeil älter sein als der Speer, den sie erst sehr spät von den Negern übernommen haben. Darauf weist auch der Umstand hin, daß die tanzfrohen Bambuti eine Fülle von Tänzen haben, bei denen Bogen und Pfeil eine Rolle spielen, daß aber kein einziger Speertanz bekannt ist.



Elefantenjagd

Die Elefantenjagd wird bei weitem nicht von allen Gruppen der Bambuti betrieben, und auch bei den Gruppen, die sie ausüben, sind es nur einzelne, besonders beherzte und geschickte Männer, die diese gefährvolle Pirsch betreiben.

Meist rücken zwei bis drei Männer zusammen zur Elefantenjagd aus. Tagelang folgt man mitunter der Fährte eines Einzelgängers, bis man ihn zu Gesicht bekommt. Dann pirschen sich die Jäger vorsichtig, genau die Windrichtung beachtend und jedes Geräusch vermeidend, an das Tier heran, und mit aller Kraft, die er nur aufbringt, stößt einer der Zwerge dem Dickhäuter den Speer in die Kniekehle eines Hinterbeines. Wendet sich das Tier nach seinem Angreifer um, so schleudert der zweite seinen Speer in die Kniekehle des anderen Hinterbeins. Mit durchgeschlagenen Sehnen stürzt der Riese zu Boden. Nun ist es nicht mehr schwer, ihm den Rüssel abzuschlagen und ihn auf diese Weise zum Verbluten zu bringen.

Ist das Tier erlegt, so wird das Lager alarmiert, das benachbarte Negerdorf wird benachrichtigt, und mit Freudegeheul zieht alles hinaus, um sich an Ort und Stelle seinen Anteil an der Beute zu holen. Ein paar Tage lang denkt niemand an die Jagd, geht keine Frau mit dem Tragkorb zur Nahrungssuche hinaus. Zwerge und Neger leben in festlichem Taumel. Der tapfere Jäger wird hoch geehrt und von den Negern mit Palmwein bewirtet. Alles schwelgt in hemmungslosem Fleischgenuß, bis das ungeheure Tier verzehrt ist.



Termitenernte

Festtage sind auch die Tage der Termitenernte. Die Termiten sind Insekten, die ähnlich unseren Ameisen in großen Kunstbauten gesellig leben. Zu bestimmten Jahreszeiten führen die jungen Tiere einen Hochzeitsflug durch. In mächtigen Schwärmen erfüllen sie dann die Luft. Die Pygmäen kennen die Flugzeit der Termiten gut. Schon lange vorher werden die Bauten aufgespürt und beobachtet. Am Verhalten der Insekten erkennt man, wie lange es noch bis zum Schwärmen dauert. Wenn der Hochzeitsflug nahe bevorsteht, ergreift ein wahres Fieber den ganzen Stamm. In dieser Zeit ruhen alle gemeinsamen

Unternehmungen. Selbst die Lager lösen sich auf. Die ausgekundschafteten Termitennester werden auf die einzelnen Familien verteilt. Jede Familie zieht hinaus, schlägt in unmittelbarer Nähe des Hügels ihre Hütte auf und trifft die letzten Vorbereitungen zum Einheimsen der begehrten Beute. Ein Blätterdach wird über dem Termitenhügel errichtet, davor eine etwa 30 cm tiefe Grube gegraben und reichlich trockenes, kieniges Holz bereitgelegt. Schließlich beginnt eines Abends — meist in der Dämmerung — der Hochzeitsflug. Dann wird am Rande der Grube hurtig ein Feuer entzündet. Die schwärmenden Insekten stoßen an das Dach und fallen zu Boden. Da sie nicht imstande sind, sich vom Boden aus wieder in die Lüfte zu erheben, und wie die meisten Insekten vom Licht unwiderstehlich angezogen werden, kriechen sie eilig auf den Feuerschein zu. Dabei fallen sie zu Hunderten in die Grube, aus der sie die Pygmäin mühelos in den Korb schaufeln kann. Alle Kinder sind eifrig dabei, die Termiten, die am Boden wimmeln, in Blatttüten zu sammeln. In allen nur greifbaren Gefäßen wird die Beute ins Lager gebracht, und nun hebt ein Schmausen und Schwelgen an. Man stopft sich den Mund mit den beliebten Leckerbissen voll und kaut laut schmatzend, daß das Fett an den Mundwinkeln herabtrieft.

Der Küchenzettel

Aber solche reiche Beute ist selten. Der Urwald ist trotz seiner strotzenden Fülle arm an Dingen, die sich für die menschliche Ernährung nutzen lassen. Deshalb läßt der Bambuti auch nichts aus, was irgend genießbar ist, und sein Küchenzettel ist recht buntscheckig. Auf die Zubereitung der Speisen wird viel Sorgfalt verwandt. Nur wenige Früchte werden roh genossen. Allenfalls steckt man einmal eine Banane oder ein paar Nüsse in den Mund, um den ersten Hunger zu stillen, wenn man von der Nahrungssuche ins Lager zurückkehrt. Sonst werden alle Speisen am Feuer zubereitet. Heute ist das Kochen im Topf am meisten verbreitet. Aber es besteht kein Zweifel, daß es vor einigen Generationen noch nicht bekannt gewesen ist. Denn den dazu notwendigen irdenen Topf haben die Bambuti erst vor kurzer Zeit von den Negern übernommen, und noch jetzt verstehen sich die Zwerge nicht auf die Töpferei. Die Töpfe stammen also ausnahmslos aus den Werkstätten der Neger. Neben dem Sieden und Kochen gibt es eine Fülle von anderen Zubereitungsarten. Bananen und Markpflanzen aller Art werden in der glühenden Asche geröstet. Häufig zerstampft man sie dann noch zu Brei. Fleisch brät man am Spieß. Man stößt einen beiderseits zugespitzten Stab schräg in die Erde, so daß sein oberes Ende über das Feuer ragt, spießt das Fleischstück darauf und läßt es unter fortwährendem Wenden langsam braten. Gelegentlich hängt man es auch an einer Rute auf, die über das Feuer gebogen wird.



Eine originelle und sehr schmackhafte Art, Fleisch oder andere Nahrungsmittel zuzubereiten, ist das Dünsten in Blattüten. Man wickelt das Stück Fleisch in frische, feuchte Blätter, die wohl auch noch mit einem Bastfaden umschnürt werden, legt das Paket in die heiße Asche und wendet es von Zeit zu Zeit. Da das herausbratende Fett nicht entweichen kann, erhält man einen wundervoll saftigen Braten.

Hier mögen noch ein paar Rezepte aus dem „Kochbuch“ der Pygmäen folgen. Geröstete Termiten: Man sammelt glühende Holzkohlen auf einer Tonscherbe, legt eine Handvoll Termiten darauf und schüttelt, bis die Insekten knusperig sind. Dann klaubt man sie heraus und stopft sie so heiß wie möglich in den Mund. Auch Raupen kann man auf die gleiche Art zubereiten, wenn man nicht vorzieht, sie roh zu verzehren.

Gekochte Raupen: Raupen oder Termiten röstet man leicht an, gibt sie mit etwas Salz in einen Mörser und stampft sie zu einem Brei, den man in Wasser aufkochen läßt. Man gibt Bananen oder Knollen dazu.

Geröstete Schnecken: Die großen Schnecken werden in glühende Asche oder Holzkohle gelegt, bis sie hervorquellen. Dann zerschlägt und entfernt man das Gehäuse und isst die Schnecken zu Bananen.

Das Lager

Wie die Hirten der Steppe von einem Ort zum anderen wandern, immer auf der Suche nach Nahrung und Wasser für ihre Herden, so wechselt der Pygmäe des Urwaldes fortwährend seinen Wohnplatz, weil ihm seine Umgebung höchstens für einige Wochen genügend Nahrung gibt. Selbst wenn die Bambuti alles nur irgend Eßbare ausnutzen, wenn sie selbst vor dem Genuß von Würmern, Larven und Giftschlangen nicht zurückschrecken, so kommt doch spätestens nach einigen Wochen der Zeitpunkt, wo das Sammeln von Früchten, Blättern und Insekten nicht mehr für die Ernährung der Gruppe ausreicht und wo das an sich schon wenig zahlreiche Wild so weit abgeschossen oder vergrämt ist, daß die täglichen Jagdausflüge nicht mehr lohnen. Dann müssen die Zwerge neue Sammel- und Jagdgründe aufsuchen, wollen sie nicht dem bitteren Hunger ausgesetzt sein.

Aber es muß auch ein mächtiger Wandertrieb in den Zwergen stecken, der sie selbst dann nicht an einem Orte verharren läßt, wenn keine wirtschaftliche Notwendigkeit sie zum Wandern zwingt. Wir wissen darüber kaum etwas. Forscher, die ihre Lebensweise studieren wollten, haben versucht, sie längere Zeit an einem Orte festzuhalten, indem sie ihnen reichliche Nahrungsmittelzuschüsse in Form von Bananen lieferten. Trotzdem wurden die Bambuti nach einigen Wochen unruhig, und eines Tages war die Gruppe auf und davon. Länger als sechs Wochen bleiben die Pygmäen nur selten an einem Ort. Es gibt bei ihnen daher weder feste Dörfer noch dauerhafte Häuser. Auch das Zelt, das dem viehzüchtenden Nomaden der Steppe als Wohnung dient, fehlt dem Pygmäen. Denn Tragtiere, die Stangen und Planen von einem Ort zum anderen tragen könnten, hat er nicht. Alle seine Habe muß er beim Verlegen des Lagers selbst transportieren. Sie ist deshalb auch außerordentlich gering. Als Wohnung dient ihm eine Hütte, die in jedem Lager neu aufgebaut wird, und die er beim nächsten Ortswechsel sich selbst überläßt. Material dazu bietet ja der Urwald überall die Fülle.

Der Bau der Behausung ist ausschließlich Sache der Frau. Sobald die Männer sich über die Wahl des neuen Lagerplatzes schlüssig geworden sind, ziehen die Frauen und Mädchen mit Messern bewaffnet in den Wald. Schnurgerade Ruten werden abgehauen und Phryniumblätter abgeschnitten und zu mächtigen Paketen verschnürt. Bepackt wie die Lastesel kehren die Frauen ins Lager zurück. Hier beginnen sie sofort den Bau der Hütte. Zwei der stärksten Ruten werden in einem Abstand, der nachher den Durchmesser der Hütte ergibt, kräftig in den Boden gerammt, zusammengebogen, untereinander verflochten, und die erste Gewölberippe ist fertig. In etwa 15 cm Entfernung wird parallel dazu der zweite Bogen errichtet und senkrecht zu diesen beiden eine fünfte Rute angebracht, die den Dachfirst ergibt. Mit dieser Firstrute werden dann die übrigen Bogen fest verknüpft, die, immer kleiner werdend, parallel zu den beiden ersten aufgestellt werden. Schließlich werden dünnere Ruten

waagrecht hineingeflochten, und das Gerippe einer Viertelkugel steht fertig da. Nun beginnt das Dachdecken. Die dicken Stengel der Phryniumblätter werden von der Mitte nach dem Ende zu eingeschnitten, so daß Haken entstehen, mit denen die breiten, harten Blätter an den quer laufenden Ruten aufgehängt werden. Mit der untersten Reihe wird begonnen, und wie die Dachziegel überdecken die nächsten Reihen die vorhergehenden. Drei- bis vierfach überlagern sich bei einer sorgfältig gedeckten Hütte die Blätter. Ist die ganze Viertelkugel gedeckt, so wird noch ein Netzwerk aus Ruten und Lianen darübergezogen, oder es werden Knüppel zum Beschweren daraufgelegt. Tut man das nicht, so werfen sich die Blätter, wenn die heiße Sonne sie trocknet, und das Dach wird undicht.

Mit dieser offenen Hütte begnügt sich die Pygmäenfamilie in der ersten Nacht. Gedenkt man länger am gleichen Ort zu bleiben, so baut die Frau am nächsten Tage ganz in der gleichen Weise eine zweite Viertelkugel an. Ein niedriger Eingang, durch den man kriechend ins Innere gelangen kann, wird ausgespart. Diese halbkugelförmigen Hütten sind bei allen Pygmäen des Kongogebietes verbreitet. Selten nur sieht man Häuser auf rechteckigem Grundriß. Meistens sind das größere Gebäude, die die Männer nach dem Vorbild der Neger als Versammlungsräume benutzen.

Die Innenausstattung der Hütte ist äußerst einfach, denn Möbel gibt es nicht. Wie sollten die Zwerge sie auch auf ihren Wanderungen mitschleppen? Allenfalls baut sich der Mann aus ein paar Ästen eine Lagerstatt. Sonst dient eine roh aus Blättern gefertigte Matte dem gleichen Zweck. Auf dem nackten Boden schlafen die Pygmäen allerdings nicht gern, denn die Nächte sind im feuchten Urwald empfindlich kalt.

Die Größe wie die Form der Siedlungen ist recht verschieden. Man hat Lager von zwei oder drei Hütten gefunden und gelegentlich auch Ansammlungen von hundert Hütten und mehr. Aber das sind Ausnahmen, denn für so viele Menschen hat im Umkreis des Lagers der Wald nicht genug Nahrung. Zwölf bis zwanzig Hütten kann als das Normale gelten, und ebensoviel Familien umfaßt denn auch gemeinhin eine Gruppe. Wird sie erheblich größer, so wird sie aufgeteilt.

Früher bezeichneten die Wissenschaftler einen solchen lockeren Verband von Familien als „Horde“. Wir haben uns jedoch daran gewöhnt, bei allen Menschen, die bereits in einer gewissen Ordnung leben, nicht mehr von Horden, sondern von „Gruppen“ zu sprechen.

Nach Möglichkeit sucht man als Lagerplatz eine Lichtung im Urwald aus und stellt die Hütten im Schatten der Bäume am Waldrande auf. Stets bildet ein geräumiger freier Platz den Kern der Anlage. Er wird von Strauchwerk und Wurzeln sorgfältig befreit und während der ganzen Dauer des Aufenthaltes peinlich sauber gehalten. Hier brennt Tag und Nacht das gemeinsame Lagerfeuer. Hier hocken die Männer während ihrer Freizeit, und hier halten sie ihre Beratungen ab. Er ist insbesondere der Festplatz für die allabendlich statt-

findenden Tanzbelustigungen der Gruppe. Am liebsten umstellt man den ganzen Platz in bald enger, bald lockerer Reihung mit den Hütten, die Eingänge zur Mitte gekehrt. So entsteht eine kreisähnliche Anlage.

Das Feuer

„Anfangs hatten die Pygmäen das Feuer nicht. Frierend saßen sie in ihren Hütten, und ihre Speisen mußten sie roh essen. Der Waldgeist Tore aber besaß das Feuer. Seine Mutter saß dabei und wärmte sich.

Einst war sie eingenickt. Da kam ein Bambutiäger vorüber, sah sie schlafen, stahl das Feuer und lief weg. Von der Kälte erwachte die Alte und rief jammernd nach ihrem Sohn. Als Tore sah, was geschehen war, schwang er sich mit seiner Lianenschaukel über Täler und Höhen und erreichte den Dieb. Er nahm ihm das Feuer wieder ab und ließ ihn laufen.

Der Zwerg erzählte im Lager sein Abenteuer. Da machte sich am nächsten Tage sein Bruder auf, um Tore das Feuer zu stehlen. Aber es ging ihm nicht besser. Tore holte ihn mit seiner Schaukel ein und nahm ihm das Feuer wieder ab. Am dritten Tage ging Doru, der dritte Bruder, aus. Er hatte Federn vom Vogel Tawe angesteckt. Damit konnte er fliegen so hoch wie der Himmel und so weit wie der Horizont. Er fand Tores Mutter schlafend, stahl das Feuer und flog eilends davon. So weit und so hoch Tore ihm auch auf seiner Schaukel nachsetzte, Doru war schneller. Er konnte ihn nicht erreichen. Erschöpft kehrte er heim und rief nach seiner Mutter. Aber die war vor Kälte gestorben. Da verhängte Tore, daß auch die Menschen sterben müßten. Seitdem haben die Pygmäen das Feuer. Sie brauchen nicht mehr frierend in den Hütten zu sitzen, und ihre Speisen können sie kochen und braten. Aber sie sind nicht mehr unsterblich.“

So erzählt man an den Lagerfeuern der Bambuti. Sicher sind die Pygmäen vor Zeiten ohne das Feuer gewesen, und heute noch verstehen die meisten von ihnen nicht, es zu erzeugen. Zwar benutzt man das Feuer und ist in hohem Maße von ihm abhängig. In jedem Lager brennt das große Gemeinschaftsfeuer, in jeder Hütte raucht der primitive „Herd“, der allerdings nur aus drei aneinandergeschobenen Holzstümpfen besteht und an jeder Lagerstelle neu errichtet wird. Selbst auf die Jagd nehmen die Männer gern einen glimmenden Scheit mit. Aber sie können den Brand nur von Stelle zu Stelle weitertragen. Ihn zu erzeugen, sind sie nicht imstande. Selten nur findet man einmal einen Mann, der von den Negern das Feuerbohren gelernt hat.



Die Kleidung

Der Lebensstufe entsprechend, auf der die Bambuti stehen, kennen sie auch keine eigentliche Kleidung. Was sollte auch zu deren Weiterentwicklung Anreiz bieten? Die Temperatur ihres Lebensgebietes ist das ganze Jahr lang hoch genug, um eine wärmende Körperbedeckung überflüssig zu machen. Die kalten Nacht- und Morgenstunden verbringt man am wärmenden Feuer. Trotzdem gehen die Pygmäen niemals nackt. Männer und Frauen tragen lediglich einen schmalen Schamschurz, der durch eine Lendenschnur festgehalten wird.

Das Material dazu liefert selbstverständlich der Urwald. Ist ein neuer Schamschurz nötig geworden, weil der alte völlig zerfiel, so sucht der Pygmäe ein geeignetes Exemplar eines bestimmten Baumes. Mit dem Messer werden oben und unten zwei Schnitte rund um den Stamm geführt und durch einen Längsschnitt verbunden. Dann kann man ein rechteckiges Stück Rinde ablösen. Es wird einige Tage in Wasser eingeweicht und dann mit einem eigens zu diesem

Zwecke gefertigten Klopfer aus Holz oder Elfenbein geklopft. Dabei fallen die überflüssigen, borkigen Teile heraus, und das Baststück wird weich und geschmeidig. Ist es dann an der Sonne getrocknet und ein wenig zwischen den Händen gewalkt, so ist der Schamshurz fertig.

Die Tragweise des Schurzes ist bei Männern und Frauen verschieden. Die Männer befestigen das Tuch hinten an der Lendenschnur und ziehen es zwischen den Beinen und vorn unter der Schnur durch. Das überhängende Stück lassen sie wie eine Schürze herabfallen. Die Frauen machen es umgekehrt. Sie befestigen den Bast vorn an der Schnur und lassen das überschüssige Stück hinten herabhängen.

Die Anfertigung der Baststücke ist lediglich Sache der Männer. Die Mitarbeit der Frau beschränkt sich auf die Bemalung, die aber nur gelegentlich vorgenommen wird. Damit mag es zusammenhängen, daß die Frauen sich hie und da mit ein paar Büscheln von Blättern begnügen. Bei festlichen Gelegenheiten und in Zeiten der Trauer tragen sie stets diese „Tracht“.

Der Schmuck

Was die Bambuti sonst am Körper tragen, kann nicht zur Kleidung gerechnet werden, sondern dient als Schmuck. Es ist wenig genug. Im Alltag tragen allenfalls die Männer einen Gürtel aus Okapifell oder ein Leopardenfell über die Schulter geschlagen. Aber wenn am Abend die Trommeln zum Tanze rufen, dann sind Männer und Frauen geschmückt. Blätter und Blüten zieren das Haar. Männer wie Frauen sind mit Lianen behängt. Bei manchen Stämmen tragen die jungen Männer Mützen aus Fell oder Bast keck aufs Ohr gerückt. Bei anderen sind Quasten aus Schweinsborsten üblich, die sich die jungen Männer beim Tanz auf den Kopf binden, so daß sie beim Hüpfen und Springen kokett auf- und abwippen. Um Handgelenke und Waden windet der Mann gern rotgefärbte Bastschnüre oder Fellstücke. Halsschmuck ist dem weiblichen Geschlecht vorbehalten. Ketten aus Fruchtkernen, Tierzähnen oder Perlen, schmale Fellstreifen oder Schlangenhaut hängt man um den Nacken. Die Stirn schmückt eine Binde aus Bast, manchmal in primitivster Art aus Schnüren geknüpft, manchmal mit einer gewissen Kunstfertigkeit geflochten. Um die Hand- und Fußgelenke legen sich Ringe aus Bast, Lianen oder Fell, um die Lenden Schnüre, die mit Perlen besetzt sind.

Selten nur kommt massiver Schmuck aus Eisen oder Messing vor. Er stammt selbstverständlich aus der Werkstatt eines Negers. Gerade beim Schmuck ist der Einfluß der Neger deutlich. Durchbohrungen der Ohr läppchen, Lippen und der Nasenscheidewand, um Ringe oder Pflöcke zum Schmuck aufzunehmen, sind den Bambuti ehemals sicher fremd gewesen. Sie kommen aber jetzt nicht selten vor. Auch das Zuspitzen der Zähne und die Tatauierung,

die sich allerdings ziemlich selten findet, gehen auf den Einfluß der Neger zurück. Dagegen scheint das Bemalen des Körpers, das allgemein und von beiden Geschlechtern geübt wird, ein ursprüngliches Kulturgut der Pygmäen zu sein. In drei Farben, weiß, rot und schwarz, führt man die phantastischsten Malereien aus. Irgendwelche Traditionen in den Mustern scheinen nicht zu bestehen. Der Erfindungsgabe der Künstlerin sind keine Grenzen gesetzt. Bald bedecken Flächenmuster, bald Linienornamente, bald farbige Bänder, bald unregelmäßige Tupfen die verschiedensten Körperteile. Denn die Frauen und Mädchen pflegen sich nicht nur — wie die Männer — das Gesicht, sondern auch Beine und Gesäß zu bemalen.

Spiel und Tanz

Wenn die Pygmäen auch einen äußerst harten Lebenskampf zu bestehen haben, wenn auch ihre unstete Lebensweise sie zur äußersten Beschränkung ihres Besitzes nötigt, so bringen sie doch ihre Tage keineswegs in stumpfer Eintönigkeit zu. Im Gegenteil werden sie uns als heitere und lebensfrohe Menschen geschildert. Ist der Urwald auch karg, so bietet er doch immer genug, um die niedrigen Ansprüche des kleinen Volkes zu befriedigen. Vorräte zu sammeln, haben sie nicht nötig. Was der Tag bietet, wird ausgenutzt; Vorsorge für den Unterhalt des nächsten Tages kennen die Pygmäen nicht.

Fest- und Feiertagen freilich gibt es bei den Bambuti nicht, die sind Sache des seßhaften Bauern, der einen Teil des Jahres vor harter Arbeit keine Zeit zu Spiel und Tanz hat, der aber, wenn die Ernte eingebracht ist, auch Zeiten der Ruhe kennt. Den wandernden Pygmäen hingegen fließt das ganze Jahr in gleichmäßiger Mühe dahin. Tagtäglich müssen sie dem Walde ihre Nahrung abgewinnen. Aber wenn ihr Tagewerk auch hart ist, so bleiben doch noch Kraft und Muße genug für die Freuden des Lebens. Kennen sie auch keine Festtage, so feiern sie ihre Feste an jedem Tag.

Abend für Abend klingt aus dem Pygmäenlager froher Gesang und wirbelt die Trommel zum Tanz. Während noch die meisten Lagerinsassen beim abendlichen Mahle hocken, haben sich schon die Kinder der großen Trommel bemächtigt und ziehen mit ohrenbetäubendem Lärm durch das Lager, bis ihnen ein erwachsener Mann das Instrument abnimmt. Er ruft, singt, wirbt zum Tanz. Er braucht nicht lange zu locken. Bald sind einige Mädchen um ihn versammelt, die in seinen Gesang einstimmen, ein paar Männer gesellen sich dazu, und ganz unvermittelt beginnt der Tanz.

Singend umkreisen die Mädchen mit wiegenden Hüften die Trommel, eine hinter der anderen tanzend. Singend umtanzen sie die Männer. Ab und zu springt einer der Burschen aus der Reihe, führt im Rhythmus des Tanzes ein paar gewagte Sprünge aus und kehrt auf seinen Platz in der Reihe zurück,



ohne daß er die Ordnung des Tanzes gestört hätte. Diese Gemeinschaftstänze finden in festen Formen statt, die jeder kennt und streng einhält. Aber im Rahmen dieser Formen gibt der Tanz auch der Phantasie des einzelnen Raum. Daneben gibt es auch mimische Tänze, die freilich nicht von der ganzen Lagergemeinschaft getanzt werden. Sie sind Vorführungen einer Gruppe besonders geschickter Tänzer. Die tänzerischen Darstellungen der Bambuti sind unter den Eingeborenen von alters her berühmt weit über die Grenzen des Urwaldes hinaus. Man weiß, daß schon vor 4000 Jahren die ägyptischen Könige es sich viel kosten ließen, Zwerge als Tänzer an ihrem Hof oder in

ihren Tempeln zu halten. Die Tänze, die jetzt in Übung sind, stellen fast ausschließlich Jagdszenen dar. Steifen Schrittes, nach vorn gebückt, die Arme lang herabhängend, tanzt dort eine Reihe von Männern. Keinen Augenblick ist zu verkennen, daß sie Schimpansen darstellen. Ein alter Jäger mit Pfeil und Bogen, die prächtige Federmütze auf dem Kopf, tanzt aus der Hütte. Er blickt sich um, sieht die Schimpansen, die Sehne knallt, ein Pfeil schwirrt. Mit einem Schlag fällt das ganze Schimpansenrudel steif zu Boden. Sie erheben sich wieder und tanzen watschelnd weiter. Der Jäger folgt ihnen nach. So geht das Spiel fort. In ähnlicher Art wird ein Elefantentanz aufgeführt. Auch Kampftänze sind bekannt geworden und ein Feuertanz. Es ist bisher nicht zu ermitteln gewesen, inwieweit mit diesen Tänzen Jagdzauber verbunden ist. Aber es scheint, daß die Freude an Darstellung und Tanz die Haupttriebfeder ist.

Die Musik

Daß die lebensfrohen Zwerge den Gesang lieben und pflegen, wird nicht wundernehmen. Etwas monoton, aber keineswegs unschön klingen die Melodien unseren Ohren. Gesungen — auch mehrstimmig — wird bei jeder Gelegenheit. Mit Gesang ziehen die Frauen morgens aus, mit einem Liede kehren sie schwer bepackt am Abend heim. Gesang begleitet die Tänze, durch Lieder unterbricht der Erzähler am Feuer seine Geschichten.

Aber auch eine Reihe von Musikinstrumenten beherrschen die kleinen Leute. Die große Trommel verstehen sie so meisterhaft zu handhaben, daß die Neger sie bei ihren Tanzfesten häufig von einem Pygmäen schlagen lassen. Aber das Instrument ist sicher kein alter Besitz der Bambuti. Es ist ja viel zu unförmig und schwer, um auf den Wanderungen der Zwerge mitgeschleppt zu werden. Die großen Trommeln, die man in ihren Lagern findet, gehören fast immer einem in der Nähe wohnenden Neger.

Dagegen ist ein originelles Instrument, die Igbombo, sicher ureigenster Besitz der Pygmäen, denn mit geringer Mühe wird es an jeder Stelle aus Material, das überall zu finden ist, hergestellt. Eine kleine Grube wird im Erdboden ausgehoben, darüber ein Rindenstück gespannt. Eine starke, schlanke Rute wird daneben in die Erde gesteckt und über die Grube gebogen. Eine Saite aus Rotang wird in der Mitte des Rindenstückes befestigt, mit der Spitze der Rute verbunden, und das Instrument ist fertig. Die elastische Rute gibt der Saite die Spannung. Mit der rechten Hand schlägt der Igbombospieler das Trommelfell, während er gleichzeitig mit der linken die Saite zupft.

Die Panflöte, die in ganz Afrika und darüber hinaus verbreitet ist, findet sich auch bei den Bambuti. Ja, sie stimmen mehrere Flöten verschiedener Tonlagen aufeinander ab und führen regelrechte Orchestermusik auf.

Religion und Mythologie

Stehen die Bambuti in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung unstreitig auf einer der tiefsten Stufen, die wir kennen, so heißt das keinesfalls, daß sie nicht intelligent sind. Bei ihren geringen Bedürfnissen verstehen sie sehr wohl, ihre Umwelt zur Erhaltung ihres Lebens auszunutzen. Ihr Geistesleben ist durchaus nicht unentwickelt; das zeigt sich besonders deutlich in ihrem religiösen Leben und ihrer Mythologie. Denn beide stehen keineswegs auf niedriger Stufe. Das scheint im Widerspruch zu ihrem wirtschaftlichen Entwicklungsstand zu stehen; aber wir müssen bedenken, daß die Bambuti nicht isoliert leben, sondern daß sich hier kulturelle Einflüsse geltend machen, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Der Ausgangspunkt der religiösen Vorstellungen der Bambuti ist ein Weltenschöpfer, meist Epilipili oder Mafuga genannt. Er ist gleichzeitig der Hüter der sittlichen Ordnung. Er war, glaubt man, immer da und wird ewig bleiben. Er ist der Herr aller Bambuti, sieht ihr Treiben bei Tag und Nacht und hört ihre Gebete. Zu ihm betet man um guten Jagderfolg. Ihm opfert man bei andauerndem Mißgeschick ein Huhn. Besondere Gebetsstätten, religiöse Gebäude und dergleichen kennen die Bambuti nicht. Das ist wohl auch kaum anders möglich bei der Lebensweise der Pygmäen, die heute hier und morgen dort wohnen und nicht einmal für sich selbst ein dauerhaftes Haus bauen. Die Gottheit kann überall angerufen werden. Auch feststehende Gebetsformeln sind nicht üblich, in einfacher, alltäglicher Sprache trägt der Pygmäe Epilipili seine Anliegen vor.

Häufiger als der Weltenschöpfer wird ein Waldgeist, Tore mit Namen, genannt. Er ist der Beherrscher des Totenreiches. Mit einem brummenden Rufe befiehlt er die abgeschiedenen Seelen zu sich. Im Waldesdunkel leben sie ewig bei ihm.

Eigenartig ist die Vorstellung der Bambuti vom Fortleben nach dem Tode. Jeder Mensch hat mehrere Seelen. Beim Tode des Menschen bleiben zwar die Einzelseelen bestehen, aber sie streben auseinander. Der Mensch als Persönlichkeit ist damit auf immer dahin. Dementsprechend sind die Bestattungsgebräuche. Die Trauer um den Toten mildert keine Hoffnung auf ein Wiedersehen im Jenseits. Hemmungslos ist das Weinen und Wehklagen der Hinterbliebenen. Grabbeigaben sind unbekannt; da der Tote nicht in einem anderen Lande weiterlebt, hat er auch keine Verwendung für irgendwelche Gerätschaften.

Die mythologischen Erzählungen sind nicht sehr zahlreich. Die pygmäische Prometheussage vom Feuerraub wurde schon erzählt. Hier eine andere Geschichte:

„Der Schöpfer knotete Lianen, legte Haut darum und goß Blut hinein. So schuf er den Menschen. Er sagte ihm ins Ohr: ‚Du wirst Kinder zeugen. Sie

werden den Wald bewohnen und von allen seinen Früchten essen. Aber die Früchte des Tahubaumes dürfen sie nicht essen.'

Die Menschen hielten das Gebot und lebten in Glück und Frieden. Aber eines Tages verlangte eine Schwangere eine Frucht des Tahubaumes zu essen. Sie bat ihren Mann, ihr eine zu bringen, aber er weigerte sich lange. Nach vielem Drängen gab er ihr nach und pflückte im Dunkeln eine Frucht. Die Schalen verbarg er sorgfältig unter Laub. Aber der Mond hatte alles gesehen und verriet es dem Schöpfer. Dieser sandte zur Strafe den Tod in die Welt."

Neben den eigentlichen Gottheiten gibt es auch bei den Bambuti eine Fülle von geisterhaften Wesen, Kobolden, die den Menschen necken, Hexen, die ihm Schaden zufügen, und schließlich glauben die kleinen Menschen an die Existenz noch kleinerer Zwerge, die ganz wie in unseren Märchen als Wichtelmännchen im Walde oder unter der Erde hausen und dem Menschen bald freundlich, bald übel gesinnt sind. Aber alle diese Fabelwesen spielen keine große Rolle im Leben der Pygmäen. Vor allem leben die Pygmäen nicht in Angst vor ihnen. Ihre Umwelt ist ihnen zu wohl vertraut, als daß Unbekanntes sie schrecken könnte.

Religion und Aberglauben sind bei ihnen also nicht wie bei anderen Völkern auf Furcht begründet. Sie dienen vielmehr zur Bereicherung des Lebens. Es gibt bei ihnen ja keine Priesterkaste, die Nutzen aus der Jenseitsfurcht der Menschen zieht und die Rolle einer Mittelsperson zwischen dem Einzelmenschen und der Gottheit übernimmt. Auf dieser Stufe der Entwicklung, wie wir sie bei den Bambuti finden, konnte sich ein Priesterstand noch gar nicht entwickeln, weil alle wirtschaftlichen Voraussetzungen zur Bildung einer Herrschaft fehlen. So leben die Bambuti frei von religiösen Vorschriften und Bindungen.

Technisches Können

Im Gegensatz zu diesen Äußerungen einer beachtlichen geistigen Anlage steht das geringe technische Können der Bambuti. Um dieses aber richtig zu beurteilen, darf man es nicht mit der handwerklichen Kunstfertigkeit hochentwickelter Völker vergleichen, sondern muß davon ausgehen, welche Anforderungen die Umwelt stellt und welche Möglichkeiten sie bietet. Die Heimat der Pygmäen, der Urwald, zwingt die Menschen zur schweifenden Lebensweise, und mit dieser verträgt sich keine technische Kunst, die umfangreicher Zurichtungen bedarf. Die Bearbeitung von Metallen, insbesondere die des Eisens, konnte also von den wandernden Zwergen weder erfunden noch übernommen werden, und selbst die bei fast allen Völkern bekannte Töpferei geht über das hinaus, was sich mit dem Wanderleben verträgt, wie es sich

im Urwald notwendig abspielen muß. Aber sogar die Herstellung einfachster Steinwerkzeuge lohnt nicht. Um sie von Ort zu Ort mitzuschleppen, sind sie zu schwer. So begnügt sich der Pygmäe damit, gelegentlich einen Stein zum Aufklopfen einer Nuß oder zu anderen Verrichtungen zu benutzen, aber er bearbeitet ihn nicht zum handlichen Faustkeil oder Hammer. Damit steht er auf einer Entwicklungsstufe, die noch unter der des Steinzeitmenschen liegt. Lediglich pflanzliche Rohstoffe weiß er zu bearbeiten. Aber auch da ist er nicht über die einfachsten Techniken hinausgelangt. Knüpfen und Flechten in einfachster Weise sind ihm geläufig. Aber die Weberei kennt er nicht.

Dementsprechend ist sein Besitz äußerst gering. Bogen und Pfeil, die Hundeschelle und der Bastklopfer beim Manne, der Tragkorb bei der Frau, der Bastuschurz bei beiden und ein wenig einfacher Schmuck, damit ist es getan. Was wir sonst hie und da finden, Jagdnetze, eiserne Pfeil- und Speerspitzen, Messer und Äxte, Mörser und Töpfe, stammt ausnahmslos von den Negern.

Man hat diese niedrigste Stufe technischer Entwicklung Holzzeitkultur genannt. Wir können noch nicht durch Funde nachweisen, daß alle Menschen dieses Frühstadium durchlaufen haben, ehe sie lernten, Steine zu Werkzeugen zu formen, und damit in die Steinzeit eintraten. Wir können auch noch nicht mit Sicherheit sagen, ob die Pygmäen auf dieser ursprünglichen Entwicklungsstufe stehengeblieben sind oder ob sie, wie manche Forscher annehmen, in sehr frühen Zeiten schon in der Steppe gelebt haben und wieder in den Wald zurückgedrängt worden sind. Die wissenschaftlichen Beobachtungen, die uns bis jetzt zur Verfügung stehen, lassen noch keine sichere Entscheidung zu.

Zusammenleben mit Negern

Die heutigen Pygmäen freilich haben sich längst an Güter gewöhnt, die nicht ihrer Kulturstufe angehören und die zu erzeugen sie nicht in der Lage sind. Nur sehr ungern entbehren sie eiserne Pfeilspitzen, Messer und Äxte, und irdene Töpfe finden sich in jeder Familie. In ihrer Ernährung spielt heute die Banane eine Hauptrolle. Sie ist ein Pflanzungsprodukt und kann nicht durch Wildbeuterei erworben werden. So sind denn die Bambuti darauf angewiesen, die Dinge, die nun einmal nur in einer ortsgebundenen Wirtschaft zu erzeugen sind, vom Neger einzutauschen.

Seit einigen Jahrhunderten erst, vielleicht sogar erst seit einigen Generationen, dringen die Neger aus ihrer Urheimat, der offenen Graslandschaft, in den Urwald ein. Es scheint, daß das erste Zusammentreffen mit den Zwergen, die bis dahin allein den Wald bewohnten, feindlich gewesen ist. Aber schließlich ist es zum friedlichen Zusammenleben gekommen. Die Vorteile, die beide

— schweifende Wildbeuter und sesshafte Pflanzler — voneinander haben, sind zu offensichtlich. Sind es Bananen und eiserne Geräte, die den Jäger immer wieder zum Pflanzler ziehen, so braucht dieser das Wildbret, das ihm der Jäger liefern kann.

Ganz eigentümliche Formen des Austauschs der Produkte haben sich entwickelt. Jede Gruppe hat einen einzelnen reichen Neger als Patron. Es muß nicht immer der Dorfhäuptling sein. Er kommt in gewissem Umfang für ihren Unterhalt auf und vertritt sie seinen Stammesgenossen gegenüber. Aus seinen Pflanzungen holen sich die Bambutifrauen so viele Bananen, wie er ihnen zugesteht. Meist reichen sie allerdings nicht aus. Dann tauschen sie anderwärts welche ein, oder sie stehlen sie aus den Pflanzungen. Der eigene Patron wird dabei geschont.

Für die Lieferung der Bananen ist die Bambutigruppe verpflichtet, von jedem Stück Wild, das sie erlegt, dem Patron einen bestimmten Teil abzuliefern. Außerdem holt er die Bambuti zu allerhand Arbeiten heran. Sie müssen Material zum Hüttenbau herbeischleppen oder bei der Bestellung der Pflanzungen helfen. Oft findet man auch Bambutifrauen im Haushalt des Negers beschäftigt. In manchen Gebieten gehen die Pygmäen im Auftrag der Neger zur Elefantenjagd. Dabei fällt für den Jäger neben einem tüchtigen Anteil Fleisch auch meist ein Geschenk ab. Aber das wertvolle Elfenbein gehört dem Patron.

Es ist leicht einzusehen, daß die Neger aus dieser Art des Zusammenlebens den größeren Vorteil ziehen, und hin und wieder versuchen die Bambuti denn auch, sich dem Hörigkeitsverhältnis zu entziehen. Aber immer wieder führt der Mangel an den begehrten Bananen sie zu ihren Schutzherren zurück.

Es mag wundernehmen, daß die Bambuti bei dem engen Zusammenleben mit den Negern nicht mehr von deren Kulturgut übernommen haben. Eiserne Geräte, Tonwaren, Netze und einige Musikinstrumente benutzen sie, ohne sie selbst anzufertigen. Vielleicht ist der Jagdhund von den Negern eingeführt und damit die Art der Jagd wesentlich abgewandelt worden. Aber damit ist es auch getan. Nur wenig vom materiellen Kulturbesitz der sesshaften Pflanzler war für die schweifende Lebensweise der Bambuti brauchbar, und nur wenig konnte deshalb übernommen werden.

Ehen zwischen Negern und Pygmäen sind sehr häufig. Allerdings hat ein Pygmäe selten eine Negerin zur Frau, da diese schwerlich bereit ist, sein unstetes Leben zu teilen. Viel häufiger ist das Umgekehrte der Fall. Die Bambutifrauen sind im Gegensatz zu den Negerinnen als fruchtbar bekannt. Kinder aber werden im Dorf als billige Arbeitskräfte gebraucht. Die Neger finden sich damit ab, daß unter ihren Nachkommen hie und da Kleinwüchsige auftreten, wenn nur überhaupt ein zahlreicher Nachwuchs vorhanden ist. Die Bambutimädchen folgen den Negerburschen meist gern in das bequemere Leben des sesshaften Pflanzers. Die Kinder dieser Ehen aber gelten als Neger und bleiben im Dorf wohnen.

Die Gesellschaftsordnung

Die Produktionsweise der Bambuti, die Art, wie sie ihre Umwelt benutzen, um ihre wenigen Bedürfnisse zu befriedigen, bestimmt auch ihre Gesellschaftsordnung. Die Kargheit der Lebensbedingungen macht es notwendig, daß auf weitem Raum nur eine geringe Anzahl von Menschen lebt. So haben sich Lebensgemeinschaften herausgebildet, deren Kopffzahl im allgemeinen hundert nicht übersteigt. Über diese gemeinsam schweifende Gruppe geht das soziale Empfinden der Pygmäen nicht hinaus. Es gibt keine Verbände der einzelnen Gruppen, noch weniger so etwas wie ein Nationalbewußtsein, wenn sich die Pygmäen auch ihrer Eigenart anderen Völkern gegenüber bewußt sind.

Die Mitglieder jeder Gruppe betrachten sich als blutsverwandt. Das ist das einzige Band, das sie zusammenhält. Irgendeine soziale Organisation existiert nicht. Wie es keine Priester oder Medizinmänner gibt, so kennen die Pygmäen auch keine Häuptlinge, Ältesten oder dergleichen, die einen Zusammenhalt erzwingen könnten. Alle gemeinsamen Handlungen geschehen auf den Beschluß aller erwachsenen Männer, manchmal nach eingehender Beratung, manchmal, ohne daß ein Wort über die Unternehmung gewechselt worden ist. So vollziehen sich der Abbruch des Lagers, die Wahl des neuen Lagerplatzes, der Aufbruch zur Jagd.

Selbstverständlich gibt es in jeder Gruppe besonders angesehene, erfahrene Männer, auf deren Rat die gemeinsamen Angelegenheiten unternommen werden. Sie geben besonders in Eheangelegenheiten den Ausschlag. Dazu bedarf es eines würdigen Mannes, denn eine Eheschließung ist auch immer eine Angelegenheit, die über die Gruppe hinausreicht. Da die Gruppenangehörigen als untereinander verwandt gelten, werden Ehen nur zwischen Gliedern verschiedener Gruppen geschlossen. Nach Möglichkeit richtet man es so ein, daß Doppelhochzeiten gehalten werden, derart, daß für das Mädchen, das in die andere Gruppe hinüberwechselt, ein anderes in den eigenen Verband einheiratet.

Den Schutz der Einzelfamilien übernimmt die Gruppe. Die Gemeinschaft nimmt sich der Witwen und Waisen, der Alten und Gebrechlichen an. Solange nicht die ganze Gruppe Not leidet, braucht im Bambutilager keiner zu hungern. Alles das vollzieht sich ohne jeden Befehl irgendeiner Obrigkeit rein aus dem Gemeinschaftsbewußtsein heraus.

Auch für den einzelnen gelten nur die Verpflichtungen, die das Zusammenleben der Gruppe vorschreibt und denen sich ihre Mitglieder willig und ohne Zwang einzufügen pflegen. Es ist dem Manne freigestellt, sich an der gemeinsamen Jagd zu beteiligen oder im Pirschgang seinem Nahrungserwerb nachzugehen. Auch die Frauen werden nicht gezwungen, an dem gemeinsamen Sammelgang teilzunehmen. Sie gehen allerdings nicht gern allein auf Nahrungssuche, da sie in der Gemeinschaft besser vor den Gefahren des Urwaldes geschützt sind.

Besitzverhältnisse

Von alters her ist der Lebensbereich der Bambuti aufgeteilt. Jeder Gruppe kommt ein Schweifgebiet zu, in dem sie ihre Nahrung sammelt. Die Grenzen sind im Gemeinschaftsbewußtsein festgehalten. Ohne daß Marksteine oder Aufzeichnungen bestehen, liegen sie vielleicht seit Jahrhunderten fest und werden von Generation zu Generation überliefert und streng eingehalten. Das Eindringen Fremder zur Jagd oder zum Sammeln wird nicht geduldet. Nur selten und höchst ungern halten sich die Bambuti in fremden Wohngebieten auf. Sind sie genötigt, das Revier einer anderen Gruppe zu durchschreiten, so holen sie vorher deren Erlaubnis ein, und in flottem Marsch ohne Aufenthalt wird die Reise durchgeführt, bis die eigenen Jagdgründe wieder erreicht sind. Wenn sie sich doch einmal mit Einwilligung der betreffenden Gruppe in einem fremden Revier niederlassen, so wandern die Männer jeden Tag zur Jagd in den angestammten Bezirk. Die Frauen halten sich nach Möglichkeit an die Pflanzungen der Neger. Wenn sie aber zur Ergänzung der Nahrung zum Sammeln in den Wald ziehen, so scheuen auch sie den Weg zum heimatlichen Revier nicht. Die Pygmäen gehen keiner Mühe aus dem Wege, wenn es gilt, Streit mit ihren Nachbargruppen zu vermeiden. Sie sind ausgesprochen friedliebend. Das Leben ihrer Gruppengenossen wird als höchstes Gut angesehen. Es ist viel zu kostbar, als daß man es um wirtschaftlicher Vorteile willen aufs Spiel setzen dürfte. Es ist bezeichnend, daß in den Mythen und Erzählungen, die bekannt geworden sind, nicht ein einziger Kriegsheld vorkommt. Von Kampf und Streit handelt überhaupt nur eine Überlieferung. Sie erzählt von einem allgemeinen Aufstand aller Bambuti gegen die Neger, die tief in den Urwald eingedrungen waren, die Pygmäen aus ihren Wohngebieten verdrängten, sie bedrückten und ausbeuteten.

Wer sollte auch Interesse am Kriege haben? Der tägliche Unterhalt jedes einzelnen ist ja gesichert, und Anhäufungen von persönlichem Eigentum sind nicht möglich. Der Krieg könnte ihnen keinen Gewinn bringen, nur Elend und Vernichtung.

Eigentum des einzelnen sind alle Dinge, die er selbst herstellt: beim Manne die Waffen und vielleicht ein Musikinstrument, bei der Frau der Tragkorb und das wenige Kochgerät. Dazu kommt bei beiden ein wenig Schmuck, ein Messer und vielleicht eine Axt. Aber auch die Wohnhütte rechnet dazu. Sie gehört der Frau, die sie gebaut hat. Die Familie findet bei ihr Unterkunft. Bekommt sie Streit mit ihrem Manne, so kann sie ihm den Zutritt verweigern. Der Unterstützung der Gruppe ist sie dabei sicher. Dem unglücklichen Ehemann bleibt nichts übrig, als anderwärts Unterschlupf zu suchen oder die kalte Urwaldnacht im Freien zu verbringen.

Bei der Einzeljagd geht die Beute in das persönliche Eigentum des Jägers über, aber er pflegt seinen Nachbarn davon abzugeben. Bei der Gemeinschaftsjagd hat derjenige Schütze, der das Tier zuerst verwundet hat, das

Recht auf bestimmte, besonders schmackhafte Stücke des Wildbrets; das übrige wird an die Angehörigen der Gruppe verteilt. Ein Honignest gehört dem, der es aufgefunden hat. Es braucht nicht sofort ausgebeutet zu werden. Es genügt, daß der glückliche Finder es als sein Eigentum kennzeichnet, etwa dadurch, daß er ein paar Zweige in der Nähe anknickt oder sonst deutlich macht, daß er dagewesen ist. Diese Besitzergreifung wird geachtet. Nimmt doch jemand den Honig, so gilt das als Diebstahl, und der rechtmäßige Eigentümer darf den Dieb mit Pfeilen vertreiben oder auch töten. Für Raupenester und Termitenhügel gelten ähnliche Gebräuche.

Die Organisation der Bambutigruppe ist gekennzeichnet durch das Fehlen einer Herrschicht und durch die Gemeinsamkeit des Besitztums. Denn die geringe persönliche Habe, die wir aufzählten, ist für die Gesellschaftsordnung unwesentlich, weil sie nicht zur Bereicherung einzelner auf Kosten der anderen führen kann. Da es bei ihnen weder Ackerbau und Viehzucht noch eine Spezialisierung in Handwerke gibt, konnte sich auch kein Privateigentum an Produktionsmitteln entwickeln, und somit konnten auch keine Klassengegensätze unter ihnen entstehen.

Wir sprachen schon einmal davon, daß es schwierig ist zu entscheiden, ob die Bambuti auf einer Entwicklungsstufe verharren, die alle Menschen einmal durchlaufen haben und die wir als Jäger- und Sammlerstufe bezeichnen, oder ob sie sich — in sehr früher Zeit — rückentwickelt haben. Auf jeden Fall können wir uns, wenn wir ihre Lebensweise studieren, ein anschauliches Bild von einer Entwicklungsstufe machen, in der die Menschen noch keine Steinwerkzeuge hatten, noch keine Metallbearbeitung kannten und noch nicht imstande waren, selbst Feuer zu erzeugen.

Wir dürfen dabei nur nicht vergessen, daß die Bambuti nicht isoliert leben, sondern in enger Berührung mit den viel höher entwickelten Negerstämmen, von denen sie vieles übernommen haben. So haben die Bambuti zum Beispiel keine eigne Sprache mehr, sondern haben jeweils die Sprache der ihnen benachbarten Neger angenommen. Deshalb ist es sehr schwierig herauszufinden, was an ihrer Gesellschaftsform ursprünglich und was angenommen ist. Hinzu kommt, daß wir alle Berichte über die Pygmäen mit großer Vorsicht aufnehmen müssen. Bisher haben gerade in Afrika nur Völkerkundler geforscht, denen — mochten sie es erkennen oder nicht — ihre Aufgabe von der herrschenden Klasse ihres Landes gestellt wurde oder die zumindest in ihrem Urteil von ihr beeinflußt wurden. Eine vorurteilsfreie Forschung war daher gar nicht möglich. Wir können im einzelnen vorläufig also nicht immer entscheiden, wieviel von diesen Forschern mißverstanden oder auch bewußt falsch gedeutet wurde.

Es ist daher oft sehr schwer, die Wahrheit zu ergründen. Aber solche Schwierigkeiten und Widersprüche treten bei jeder wissenschaftlichen Quellenforschung auf. Die heutige Forschung ist bemüht, ein richtiges Bild von der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu erarbeiten. Deshalb ist es ihre Auf-

gabe, die Ursachen dieser Schwierigkeiten klar zu erkennen und ganz besonders auf alle die Dinge zu achten, die bisher als „uninteressant“ übersehen wurden.

Nachwort

Das Schicksal der Zwerge des Urwaldes ist ungewiß. Immer tiefer dringen Neger und Europäer in die Wälder ein, die so viele Jahrhunderte unzugänglich gewesen sind. Zu der Spannung zwischen Negern und Pygmäen bringt er den neuen Gegensatz zwischen Weiß und Schwarz. Auch am Leben der Zwerge geht der Einfluß des Imperialismus Amerikas und Westeuropas nicht vorbei. Schon findet man Glasperlen und Baumwollstoffe hie und da, und nur dem Umstand, daß die kleinen Menschen schweren Arbeiten nicht gewachsen sind, verdanken sie es, daß sie bisher noch nicht im Dienste der weißen Kolonialherren zu finden sind. Aber mit dem tieferen Eindringen kapitalistischer Wirtschaftsformen in den Urwald wird das Schweißgebiet der Bambuti mehr und mehr eingeengt. Die Kolonialmächte haben wenig Interesse daran, Formen zu finden, die den Bambuti die Fortsetzung ihrer freischweifenden Lebensweise möglich machen. Einstweilen scheint es, daß die Tage der Wildbeuter gezählt sind.

Vorerst aber leben die Zwerge im Kongowald noch ihr mühevoll und doch unbeschwertes Leben, streifen sie nach alter Weise ruhelos von Ort zu Ort, tönt Abend für Abend aus ihren Lagern froher Gesang.

Worterkklärungen

Abkürzungen: gr. = griechisch, lat. = lateinisch.

- Albertsee:** einer der großen Seen in Äquatorialafrika, über 500 km² groß.
- Balate:** sog. süße Kartoffel; stärkereiches Knollengewächs, das im ganzen Tropengürtel und teilweise auch in den Subtropen angebaut wird.
- Baumklippschliefer:** ein kaninchen großes, pflanzenfressendes Bauntier, das nur in Afrika südlich der Sahara vorkommt.
- Duru:** ein Staudengewächs. Der übermannshohe Stengel gabelt sich an der Spitze in viele Einzelstengel mit Blättern. Der Bast der Duru wird als Bindfaden und zu Flechtwerk benutzt.
- Epiphyten:** Pflanzen, die nicht im Boden wurzeln, sondern auf anderen Pflanzen keimen und wachsen. Sie entnehmen aber den lebenden Wirtspflanzen keine Säfte, sind also keine Scharotzer. Viele von ihnen haben Luftwurzeln. Die meisten Arten sind in den Tropen anzutreffen (von gr. *epi* = auf, an, und *phyten* = Gewächs, Pflanze).
- Ituriwald:** Ituri, rechter Nebenfluß des Kongo, entspringt westlich des Albertsees.
- Mythos:** Götter-, Helden-, Dämonensage (von gr. *mythos* = Wort, Sage). Mythologie: Wissenschaft, deren Aufgabe die Sammlung, Erforschung und Erklärung der Mythen ist.
- Okapi:** perdegroße Giraffe des zentralafrikanischen Urwaldes; sehr selten.
- Panflöte:** Hirtenpfeife. Genannt nach dem griechischen Hirtengott Pan, der diese Flöte der Sage nach erfunden hat. Sie besteht aus mehreren miteinander verbundenen Längsflöten aus Rohr oder Bambus. Durch deren verschiedene Länge werden verschiedene Tonabstufungen erzielt.
- Patron:** Schutzherr, Gönner; auch Sklavenhalter (von lat. *patronus* = Schutzherr, Beschützer).
- Phrynium:** ein Staudengewächs. Auf seinem 2 bis 3 m langen Stengel sitzt ein breites, zähes, ovales Blatt von ½ m Länge. Das Phrynium bedeckt auf Waldlichtungen weite Flächen so dicht, daß man sich nur mühsam den Weg durch das Dickicht bahnen kann.
- Prometheussage:** Nach der griechischen Sage raubte Prometheus den Göttern das Feuer und brachte es den Menschen. Zur Strafe wurde er von Zeus, dem obersten der Götter, an einen Felsen geschmiedet.
- Proportion:** Verhältnis einzelner Teile zueinander oder zum Ganzen (von lat. *proportio* = Ebenmaß, Verhältnis).
- Schweinfurth, Georg:** (1834—1925), deutscher Afrikaforscher.
- Stanley, Henry:** (1841—1904), englischer Afrikaforscher.
- Tahubaum:** ein Baum des afrikanischen Regenwaldes, der schmackhafte Früchte trägt.
- Tatauierung:** Tätowierung; Einschneiden oder Einbrennen von farbigen Zeichen in die Haut.
- Variation:** Veränderung, Abänderung (von lat. *variare* = abwechseln, verschieden sein).
- Vegetation:** Pflanzenwuchs, Pflanzenwelt eines Gebietes.
- vergrämen:** (das Wild) verschrecken. In der Jägersprache gebräuchlich.
- Zibetkatze:** große Schleichkatze in Afrika und Südostasien.



UNSERE WELT

GRUPPE 1

Märchen und Geschichten

Fahrten und Abenteuer

Menschen und Tiere

Singen und Musizieren

Aus fernen Ländern

Dichtung und Wahrheit

Unsere Schule

Bilder und Bauten

Wir diskutieren

Für die gerechte Sache

Zeitgenossen erzählen

Der Vorhang geht auf

Spiel und Sport

Unsere Heimat

GRUPPE 2

Mathematik

Physik und Geophysik

Chemie

Biologie

Geographie und Geologie

Astronomie und Astrophysik

Aus der Geschichte
der Naturwissenschaften

GRUPPE 3

Wie wir uns nähren und kleiden

In Werkstatt und Betrieb

Mit Werkzeug und Maschine

Wir bauen Häuser, Dörfer, Städte

Auf Wegen, Straßen, Brücken

Wie der Mensch die Erde verändert

Aus der Geschichte
der Arbeit und Technik